

Summen- und Durchschnittsutilitarismus

Jonas Harney

Dies ist ein Vorabdruck des folgenden Beitrages: Harney, Jonas, „Summen- und Durchschnittsutilitarismus“, in *Handbuch Utilitarismus*, herausgegeben von Vuko Andrić und Bernward Gesang, 2025, J.B. Metzler. Dies ist eine Version des Manuskripts vor der Annahme zur Veröffentlichung und hat keine redaktionelle Bearbeitung und Peer-Review durch den Verlag durchlaufen.

Abstract: Sollten wir laut Utilitarismus die Summe oder den Durchschnitt an Nutzen maximieren? Summen- und Durchschnittsutilitarismus unterscheiden sich in ihren Implikationen nicht, solange unsere Handlungen keinen Einfluss auf die die Anzahl der existierenden Individuen haben. Wenn unsere Handlungen diese jedoch verändern, dann folgen völlig unterschiedliche Handlungsanweisungen. Der Summenutilitarismus impliziert, dass wir Kinder zeugen sollten, solange das die Nutzensumme erhöht; und zwar sogar dann, wenn dadurch das Leben aller existierender Individuen nur noch gerade so wert ist, gelebt zu werden. Der Durchschnittsutilitarismus vermeidet diese Implikationen, allerdings nur zu dem Preis, dass es dann unter gewissen Umständen geboten sein kann, Individuen mit schlechten Leben, anstatt Individuen mit guten Leben in Existenz zu bringen. Dieser Beitrag zeichnet die Unterschiede und Implikationen der beiden Varianten des Utilitarismus sowie möglicher Mischformen nach und zeigt auf, dass alle Varianten, die dem Durchschnittsnutzen moralisches Gewicht geben, an der Absurdität ihrer Implikationen scheitern.

Keywords: Utilitarismus, Populationsethik, Nutzensumme, Durchschnittsnutzen, variabler Nutzen, Zeugungspflichten, Repugnant Conclusion, Sadistic Conclusion

In der Moral geht es darum, den Nutzen zu maximieren – so das Kredo des Utilitarismus. Diese Charakterisierung ist in vielerlei Hinsicht unterbestimmt; insbesondere lässt sie offen, ob wir mit ‚Nutzen‘ den *Gesamt-* oder den *Durchschnittsnutzen* meinen. Darum wird es in diesem Beitrag gehen. Andere Hinsichten, in denen die Charakterisierung spezifiziert werden kann, werden dabei nicht diskutiert: bspw. ob es sich bei den Prinzipien um ein

Kriterium der Richtigkeit oder ein Entscheidungskriterium handelt; ob es um den tatsächlichen oder den erwarteten Nutzen geht; und ob jede Handlung selbst Maximierung anstreben sollte oder aber die Maximierung abhängig von den Motiven oder Regeln ist, aus denen die Handlungen entspringen oder denen die Handlungen folgen sollen. Für jede Spielart des Utilitarismus kann die hier im Mittelpunkt stehende Frage gestellt werden: Geht es um den Gesamt- oder den Durchschnittsnutzen? Der Einfachheit halber wird die Frage hier auf den Handlungsutilitarismus verstanden als ein Kriterium der Richtigkeit angewendet. Die Argumente und Implikationen können aber auf andere Versionen des Utilitarismus übertragen werden.

Dieser Beitrag definiert zunächst Summen- und Durchschnittsutilitarismus und zeigt auf, in welchen Fällen sie zusammen- bzw. auseinanderfallen (Abschn. 1). Anschließend werden Einwände gegen die beiden Varianten vorgestellt und mögliche Repliken auf diese Einwände aufgezeigt (Abschn. 2 und 3). Zuletzt werden ausgewählte Mischformen aus Summen- und Durchschnittsutilitarismus betrachtet (Abschn. 4).

1 Der Unterschied zwischen Summen- und Durchschnittsutilitarismus

Soll der Gesamtnutzen aller Individuen maximiert werden oder geht es um den durchschnittlichen Nutzen pro Individuum? Wenn wir mit ‚Nutzen‘ den *Gesamtnutzen* aller Individuen meinen, dann ergibt sich daraus der

Summenutilitarismus

Eine Handlung ist genau dann richtig, wenn sie den Gesamtnutzen maximiert.

Wir können diese Form des Utilitarismus als Summenutilitarismus bezeichnen, weil die Funktion, die den Wert der Handlungskonsequenzen bestimmt, eine Summenfunktion ist. Die Nutzenwerte der einzelnen Individuen (bspw. der Wert des Wohlergehens der Individuen über das gesamte Leben hinweggesehen) werden aufsummiert. Diese Summe stellt den Wert der Konsequenzen einer Handlung dar.

Wenn wir den *Durchschnittsnutzen* aller Individuen als das betrachten, was maximiert werden soll, dann erhalten wir den

Durchschnittsutilitarismus

Eine Handlung ist genau dann richtig, wenn sie den Durchschnittsnutzen maximiert.

Im Gegensatz zum Summenutilitarismus ist nicht die Summe der einzelnen Nutzenwerte entscheidend für den Wert der Handlungskonsequenzen, sondern der durchschnittliche Nutzen pro Individuum.

Zur Veranschaulichung kann folgendes simple Beispiel dienen. Die Zahlen repräsentieren dabei das Nutzenlevel der jeweiligen Individuen, Ali und Bel, über deren gesamtes Leben hinweg in den jeweiligen Zuständen, A und B, die ein Akteur hervorbringen kann.

	Ali	Bel
A	10	50
B	40	30

Welchen Zustand hervorzubringen ist richtig? Der Summenutilitarismus berechnet zur Klärung dieser Frage den Gesamtnutzen der jeweiligen Zustände und behauptet, es wäre richtig denjenigen Zustand hervorzubringen, der den höheren Gesamtnutzen hat. Da Zustand A einen Gesamtnutzen von 60 hat, Zustand B aber einen Gesamtnutzen von 70, wäre es folglich richtig, B hervorzubringen.

Der Durchschnittsutilitarismus berechnet hingegen den durchschnittlichen Nutzen pro Individuum und gibt denjenigen Zustand als den besseren aus, der den höheren durchschnittlichen Nutzen hat. A hat einen Durchschnittsnutzen von 30, B hingegen einen Durchschnittsnutzen von 35. Folglich impliziert auch der Durchschnittsutilitarismus, dass es richtig wäre, B hervorzubringen.

Beide Versionen des Utilitarismus führen zur gleichen Beurteilung der Wahl zwischen A und B. Worin liegt dann der Unterschied der beiden? Zunächst einmal gibt es selbst dann, wenn die beiden Versionen dieselben Ergebnisse nach sich ziehen würden, sie also extensional äquivalent wären, trotzdem einen intensionalen Unterschied. Ein entscheidender Faktor für die Plausibilität von Moralthorien ist die Erklärungskraft, die aus ihnen hervorgeht, dafür, warum eine Handlung moralisch richtig oder moralisch falsch

ist. Und eine solche Begründung basiert zumindest zu einem erheblichen Teil auf dem intensionalen Charakter der Theorie. Die Idee hinter den beiden Varianten des Utilitarismus ist unterschiedlich. Der Summenutilitarismus versteht als entscheidendes Ziel des moralisch richtigen Handelns die Maximierung des Nutzens *insgesamt*. Der Durchschnittsutilitarismus hingegen zielt darauf ab, den Nutzen *pro Individuum*, also im Durchschnitt, zu erhöhen – und zwar unabhängig davon, wieviel Gesamtnutzen es gibt.

Tatsächlich sind die beiden Theorien jedoch nicht extensional äquivalent. Sie sind es nur dann, wenn die Handlungsmöglichkeiten keinen Einfluss darauf haben, wie viele Individuen in den jeweiligen Zuständen existieren, die die Handlungen hervorbringen. Der Grund dafür ist, dass der Durchschnittsnutzen eine Funktion des Gesamtnutzens und der Anzahl der Individuen ist; oder anders gesagt: der Durchschnittsnutzen berechnet sich aus dem Gesamtnutzen geteilt durch die Anzahl der Individuen. Wenn nun aber die Anzahl der Individuen in den Zuständen gleich ist, dann hängt der Durchschnittsnutzen lediglich vom Gesamtnutzen ab. Deshalb fallen Summenutilitarismus und Durchschnittsutilitarismus zusammen, solange die Anzahl an Individuen in den möglichen Zuständen gleich ist. (Vgl. Rawls 1999 [1971], S. 140; Sikora 1975, S. 410.)

Das teilweise Zusammenfallen von Summen- und Durchschnittsutilitarismus mag der Grund dafür sein, warum in den Anfängen der utilitaristischen Tradition kein Unterschied zwischen den beiden Varianten gemacht wurde. So spricht Bentham davon, dass das Nutzenprinzip auf das „größte Glück“ (Bentham 2016 [1789], Kap. 1) abziele. Und auch Mill definiert das Prinzip als dasjenige, was „besagt, dass Handlungen insoweit und in dem Maße moralisch richtig sind, als sie die Tendenz haben, Glück zu befördern, und insoweit moralisch falsch, als sie die Tendenz haben, das Gegenteil von Glück zu bewirken“ (Mill 2006 [1863], Kap. 2), auch wenn einige Kommentator*innen Mill bescheinigen, dass er dem Durchschnittsprinzip zugeneigt wäre (vgl. Myrdal 1953, S. 38). Eine klare Unterscheidung der beiden Varianten des Utilitarismus oder ein klares Bekenntnis zu einem der beiden suchen wir hier vergeblich.

Das erste Mal ausdrücklich genannt wurde der Unterschied zwischen Summen- und Durchschnittsutilitarismus von Henry Sidgwick. Er schreibt:

„the point up to which, on Utilitarian principles, population ought to be encouraged to increase is not that at which average happiness is the greatest possible, [...] but that at which the product formed by multiplying the number of persons living into the amount of average happiness reaches its maximum (Sidgwick 1981 [1907], S. 415–416).

Sidgwick zeigt auf, dass Summen- und Durchschnittsutilitarismus auseinanderfallen, wenn die Größe der Population selbst von den Handlungsoptionen beeinflusst wird. Wir können das an einem anderen Beispiel verdeutlichen, wobei ‚----‘ dafür steht, dass ein Individuum in dem jeweiligen Zustand nicht existiert.

	Ali	Bel
C	50	----
D	40	40

Ein reales Szenario für dieses Beispiel könnte sein, dass ein Paar entscheidet, ob es ein zweites Kind bekommen möchte. Wenn es sich dagegen entscheidet, dann hat Ali, der bereits geboren wurde, einen Nutzen von 50 und Bel existiert nicht. Entscheidet sich das Paar dafür, dann existieren beide Kinder und haben jeweils einen Nutzen von 40 – beispielsweise deshalb, weil ein Teil der Ressourcen oder der Zuneigung der Eltern, die vorher Ali zur Verfügung standen, nun für Bel gebraucht werden.

Die Entscheidung zwischen C und D beeinflusst die Anzahl der existierenden Individuen. Hier können Summen- und Durchschnittsutilitarismus auseinanderfallen. Der Summenutilitarismus zeichnet D als den Zustand aus, den zu wählen richtig ist, da D den größeren Gesamtnutzen hat. Der Durchschnittsutilitarismus hingegen sieht das Hervorbringen von C als richtig an. Denn während in D der durchschnittliche Nutzen 40 ist, liegt er in C bei 50.

Sidgwick's Analyse deutet noch eine weitere Implikation des Summenutilitarismus an, die in pointierter Form später von Derek Parfit als *Repugnant Conclusion* bezeichnet wurde (und um die es im nächsten Abschnitt gehen wird): Solange der Nutzen pro Individuum nicht zu stark sinkt, ist es richtig die Population zu vergrößern. Denn dadurch steigt auch der Gesamtnutzen. Unter der genannten Bedingung impliziert der Summenutilitarismus

sogar, dass wir die Population nicht nur vergrößern, sondern so groß machen sollten wie möglich. Die Tendenz zu dieser Implikation ist auch schon in unserem Beispiel zu erkennen: Wenn das Paar weitere Optionen hätte, in der es nicht nur zwei, sondern drei, vier oder fünf Kinder bekäme, und der individuelle Nutzen der Kinder dadurch nur moderat sinken würde, dann wäre es dem Summenutilitarismus nach richtig, drei, vier, fünf oder mehr Kinder zu bekommen.

In Folge von Sidgwick's Analyse wurde der Durchschnittutilitarismus von einigen Autor*innen gegenüber dem Summenutilitarismus bevorzugt. Sie befanden ihn als geeigneter unsere moralischen Intuitionen einzufangen. Der bekannteste von ihnen, obwohl selbst kein Utilitarist, ist John Rawls. Er diskutiert die beiden Varianten des Utilitarismus als mögliche Alternativen zu seinen eigenen Gerechtigkeitsprinzipien und argumentiert, dass der Summenutilitarismus es erfordern könnte, Populationen mit sehr niedrigem durchschnittlichen Nutzen hervorzubringen, um den Gesamtnutzen zu maximieren. Deshalb sei der Durchschnittutilitarismus dem Summenutilitarismus vorzuziehen. (Vgl. Rawls 1999 [1971], S. 140–141. Siehe auch bspw. Broad 1930, S. 250.)

Die weitere Diskussion wird allerdings zeigen, dass auch der Durchschnittutilitarismus unplausibel, ja sogar wesentlich unplausiblere Implikationen hat. Nach der ersten Unterscheidung der beiden Varianten und der kurzen historischen Einordnung werden im Folgenden die Einwände gegen die beiden Varianten diskutiert.

2 Summenutilitarismus und zusätzliche gute Leben

Der Summenutilitarismus besagt, dass es richtig ist, den Gesamtnutzen zu maximieren. Es gibt *ceteris paribus* zwei unterschiedliche Weisen, wie das geschehen kann. Entweder wir stellen Individuen besser, die unabhängig von unserer Handlung existieren, indem wir ihren individuellen Nutzen erhöhen. Oder wir bringen *zusätzliche Individuen* mit positiven Nutzenwerten in Existenz. Die erste Möglichkeit ist intuitiv plausibel. Wir wollen, dass es den Individuen insgesamt besser geht, und deshalb handeln wir so, dass ihr Nutzen steigt. Die zweite Möglichkeit erscheint vielen als weniger plausibel und hat entsprechende Einwände gegen den Summenutilitarismus hervorgerufen.

Der Summenutilitarismus impliziert unter gewissen Umständen Zeugungspflichten

– nämlich dann, wenn der Nutzen des Individuums, das wir in Existenz bringen können, höher ist als der Verlust für unabhängig von unserer Handlung existierende Individuen (vgl. Narveson 1967, S. 63). Laut Summenutilitarismus würde das Paar aus unserem zweiten Beispiel aus Abschnitt 1 also nur dann richtig handeln, wenn es sich für das zweite Kind entscheidet und Bel zeugt. Denn dadurch wird der Gesamtnutzen gesteigert. Folglich wäre es falsch, wenn das Paar Bel nicht bekäme. Der Summenutilitarismus impliziert also, dass das Paar moralisch falsch handelt, wenn es Bel nicht zeugt.

Moralische Zeugungspflichten stoßen bei vielen Menschen auf Ablehnung. Viele glauben, dass die Moral uns keine Vorschriften darüber macht, ob wir uns fortpflanzen sollen oder nicht. Zwar gibt es im Utilitarismus keine genuinen moralischen Rechte, wie beispielsweise ein Recht auf reproduktive Freiheit, das die moralische Neutralität von Fortpflanzung erklären könnte. Jedoch stößt auch unter Utilitarist*innen die Implikation des Summenutilitarismus auf Ablehnung. Jan Narveson formuliert diese Ablehnung mit dem Slogan, dass es im Utilitarismus darum ginge, Menschen glücklich zu machen, und nicht darum, glückliche Menschen zu machen. (Vgl. Narveson 1973, S. 80; siehe auch Narveson 1967.)

Der Summenutilitarismus impliziert aber nicht nur, dass wir – unter der genannten Bedingung – Kinder zeugen sollen, sondern dass wir *so viele Kinder wie möglich* zeugen sollen, solange diese Bedingung gilt. Denn jedes zusätzliche Individuum mit positivem Nutzenwert erhöht den Gesamtnutzen. Auch sollten wir nicht nur selbst Kinder zeugen, sondern wir sollten dafür sorgen, dass auch andere Akteure so viele Kinder zeugen wie möglich – solange der zusätzliche Nutzen den Verlust überwiegt. Wir sollten uns also dementsprechend auch für eine Politik engagieren, die die Zeugung von Kindern befördert; wir sollten andere Menschen dazu animieren Kinder zu bekommen; und wir sollten auch die Populationen anderer, nicht-menschlicher Tiere versuchen zu steigern, wenn diese Tiere im relevanten Sinne positive Nutzenwerte haben. (Wenn wir Nutzen ausbuchstabieren als Wohlergehen, dann sollten wir die Populationen all der Tierarten steigern, die wohlergehenfähig sind und allgemein Leben mit positivem Wohlergehen führen.)

In seinem Buch *Reasons and Persons* hat Parfit (1984, Kap. 17) die Stoßrichtung der genannten Implikationen des Summenutilitarismus in aller Konsequenz weitergedacht und

ist dabei auf eine Folgerung gestoßen, die als *Repugnant Conclusion* – die abstoßende Folgerung – bekannt ist. Betrachten wir dazu das folgende Schaubild.

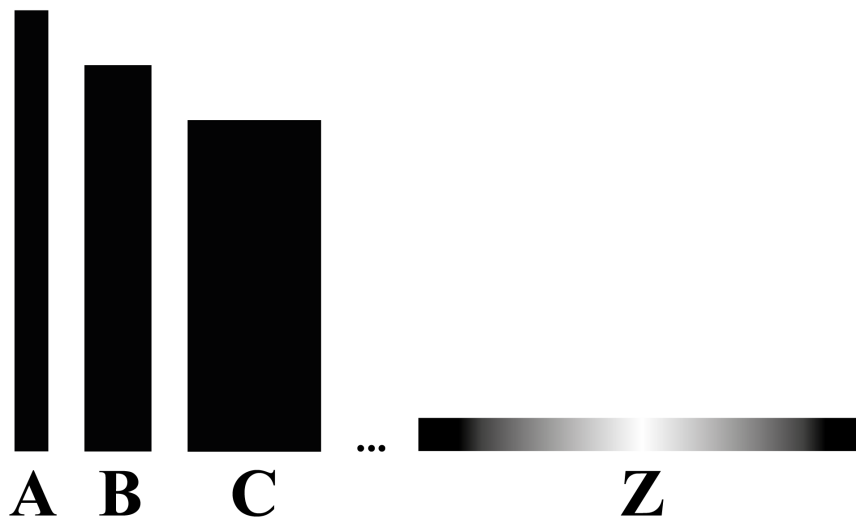


Abbildung 1: *Repugnant Conclusion*

Die jeweiligen Balken stellen unterschiedliche mögliche Populationen dar. Die Breite eines Balkens illustriert die Quantität der Population – also die Anzahl der Individuen – und die Höhe die Qualität – also das Level an Nutzen. In A, so können wir annehmen, existiert eine beträchtliche Zahl an Individuen mit einem sehr hohen Nutzenlevel; allen Individuen geht es sehr gut. In B existieren doppelt so viele Individuen, aber mit etwas niedrigerem Nutzenlevel als in A. In C existieren wiederum doppelt so viele Individuen wie in B aber abermals mit etwas niedrigerem Nutzenlevel. Diese Reihe können wir nun weiter fortsetzen (hier verdeutlicht mit „...“): Mit jedem Schritt verdoppelt sich die Größe der Population um den Preis eines kleinen Rückgangs an durchschnittlichem Nutzen. Am Ende steht Zustand Z: eine extrem große Population mit ca. 16,8 Millionen Mal so vielen Individuen wie in A aber mit sehr niedrigem, nur gerade so positivem Nutzenlevel – so niedrig, dass Parfit diese Leben als „gerade noch wert zu leben“ (original: „barely worth living“; Parfit 1984, S. 388) bezeichnet.

Welcher dieser Zustände ist der beste? Der Summenutilitarismus versteht den Gesamtnutzen als das Kriterium, an dem sich die Güte eines Zustands bemisst. Folglich ist B besser als A. Denn obwohl es den Individuen in B etwas schlechter geht als in A, gibt es

in B doppelt so viele Individuen – eine Erhöhung des Gesamtnutzens, die den individuellen Verlust mehr als wett macht. Ebenso ist C besser als B. Denn wiederum ist die Anzahl an Individuen doppelt so hoch und der Gewinn an Gesamtnutzen durch diese zusätzlichen Individuen überwiegt den Verlust von Nutzen pro Individuum. Da sich die Populationen jeweils verdoppeln bei nur geringem Verlust an durchschnittlichem Nutzen ist auch D besser als C, E besser als D, ..., und Z besser als Y. Davon ausgehend, dass ‚besser als‘ transitiv ist (d.h.: für alle Zustände *A, B, C* gilt: wenn *B* besser ist als *A* und *C* besser ist als *B*, dann ist *C* besser als *A*), folgt daraus, dass Z besser als A ist. Oder anders gesagt: Für jede Population, in der alle Individuen ein sehr gutes Leben führen, gibt es eine viel größere Population, die besser ist, obwohl alle Individuen ein Leben führen, das nur gerade so wert ist, gelebt zu werden (vgl. Parfit 1984, S. 388). Doch das scheint eine inakzeptable, geradezu *abstoßende Folgerung – die Repugnant Conclusion*. Sollten wir vor der Wahl zwischen A und Z stehen, dann besagt der Summenutilitarismus, dass es richtig wäre, Z statt A hervorzubringen.

Die *Repugnant Conclusion* wird kontrovers diskutiert. Nach Parfits *Reasons and Persons* wurden unterschiedliche Versuche unternommen sie zu vermeiden. Einige dieser Versuche verwerfen den Summenutilitarismus zu Gunsten von Varianten des Utilitarismus, die neben der Nutzensumme auch andere Faktoren zur Bewertung von Zuständen ins Spiel bringen. (Für einen weiteren Diskussionsstrang s. auch den Beitrag „Utilitarismus und Populationsethik“, Kap. [X] in diesem Band.) Die für uns hier einschlägige Alternative – der Durchschnittsutilitarismus – vermeidet die *Repugnant Conclusion*, weil der durchschnittliche Nutzen in Z aus Abb. 1 niedriger ist, sogar deutlich niedriger als in A. Deshalb ist laut Durchschnittsutilitarismus A besser als Z. Wenn wir also vor der Wahl stünden, wäre es richtig A herbeizuführen und nicht Z. Jedoch führen alle vorgeschlagenen Alternativen selbst zu unplausiblen Schlussfolgerungen, die teils noch unakzeptabler sind als die *Repugnant Conclusion*. (Für solche Schlussfolgerungen des Durchschnittsutilitarismus s. Abschn. 3; für eine umfassende Abhandlung der Alternativen siehe Arrhenius 2000a.)

Mehrere Autor*innen haben jedoch die Ablehnungswürdigkeit der *Repugnant Conclusion* zurückgewiesen. Es wird unter anderem darauf verwiesen, dass wir unseren Intuitionen in Fällen, die große Zahlen beinhalten, nicht trauen können; oder dass, selbst

wenn die *Repugnant Conclusion* eine theoretische Implikation des Summenutilitarismus ist, wir in der Realität nicht vor der Wahl zwischen A und Z stünden. (Vgl. bspw. Huemer 2008.) Es wird behauptet, dass wir unsere eigenen Leben über- und die Leben in Z unterbewerten würden und ohne diese Fehlbewertung verlöre die *Repugnant Conclusion* ihre Absurdität. Auch stellen die Einzelurteile zu Abb. 1, dass B besser sei als A, C besser als B, usw. zusammen mit der Transitivität von „besser als“ ein überzeugendes Argument dafür dar, dass Z besser sein müsse als A. (Vgl. Tännsjö 2002.) Die gescheiterten Versuche, einen plausiblen Ausweg aus der *Repugnant Conclusion* zu finden, haben in den letzten Jahren schließlich dazu geführt, dass immer mehr Autor*innen die Vermeidung der *Repugnant Conclusion* nicht als unbedingt notwendig betrachten (vgl. Zuber, Venkatesh, Tännsjö et al. 2021). Trotzdem sei angemerkt, dass selbst einige der Autor*innen, deren Positionen die *Repugnant Conclusion* selbst implizieren, ihr gegenüber kritisch bleiben (vgl. bspw. Holtug 2010, S. 286).

Es bleibt also festzuhalten, dass der Summenutilitarismus in Fällen, in denen es um das in-Existenz-Bringen von zusätzlichen Individuen mit guten Leben geht, (zumindest scheinbar) unplausible Implikationen hat: Wir sollten zusätzliche Individuen in die Welt bringen so lange dadurch der Gesamtnutzen gesteigert wird; und das selbst dann, wenn dafür alle dann existierenden Individuen ein kaum noch gutes Leben führen.

3 Durchschnittsutilitarismus und zusätzliche miserable Leben

Angesichts der Probleme des Summenutilitarismus in Fällen, in denen unsere Handlungen die Anzahl der Individuen beeinflussen, scheint der Durchschnittsutilitarismus zunächst eine überzeugende Alternative zu bieten. Denn wenn es uns darum geht, das Leben von Individuen zu verbessern, und nicht darum, die Anzahl an Individuen zu erhöhen, dann bietet der Durchschnittsutilitarismus zunächst eine plausible Begründung: Die Güte der Handlungskonsequenzen und folglich die moralische Richtigkeit der Handlungen bemisst sich am Durchschnittsnutzen. Und dieser Durchschnitt wird eben nicht dadurch verbessert, dass wir zusätzliche Individuen in Existenz bringen – insbesondere dann nicht, wenn dafür unabhängig von unseren Handlungen existierende Individuen Nutzeneinbußen hinnehmen müssen. Eine genauere Betrachtung des Durchschnittsutilitarismus zeigt

allerdings, dass dieser ebenso und teilweise deutlich unplausiblere Folgerungen nach sich zieht. Betrachten wir die wichtigsten Einwände.

Zunächst wurde dem Durchschnittsutilitarismus vorgeworfen, dass er es erfordere, all diejenigen Individuen zu töten, die unterhalb des durchschnittlichen Nutzenlevels liegen. (Für eine Liste der Autor*innen, die diesen Vorwurf gemacht haben, siehe Hurka 1982a, S. 66, Fn. 2.) Dieser Vorwurf basiert jedoch auf einem Missverständnis. Wenn wir davon ausgehen, dass das Leben eines Individuums insgesamt mehr Gutes als Schlechtes enthält, dann wird das Töten des Individuums in aller Regel dazu führen, dass der Nutzen über das gesamte Leben hinweg niedriger ist, als wenn das Individuum länger gelebt hätte. Daraus folgt, dass das Töten eines Individuums mit niedrigerem als dem durchschnittlichen Nutzen zu einer Verringerung des Durchschnittsnutzens führen würde. Folglich impliziert der Durchschnittsutilitarismus nicht, dass wir diejenigen Individuen töten sollten, die unterhalb des durchschnittlichen Nutzenlevels liegen. (Vgl. Hurka 1982a, S. 66.)

An dieser Stelle sei aber darauf verwiesen, dass Variationen des Durchschnittsutilitarismus denkbar sind, die solche kontraintuitiven Implikationen nach sich ziehen (vgl. Hurka 1982a und 1982b). Dies ist dann der Fall, wenn der Durchschnittsnutzen nicht oder nicht nur bei der Kalkulation des Nutzens über alle Individuen hinweg relevant ist, sondern bereits bei der Kalkulation des Nutzens eines jeden Individuums über ihr oder sein gesamtes Leben hinweg. Ein so verstandener Durchschnittsutilitarismus impliziert tatsächlich, dass wir Individuen zu dem Zeitpunkt töten sollten, ab dem der Nutzen für das Individuum unterhalb des durchschnittlichen Nutzens sinkt. Wenn beispielsweise ein Individuum für 50 Jahre einen sehr hohen durchschnittlichen Nutzen hatte, der Nutzen für den Rest des Lebens nach diesen 50 Jahren aber unterhalb des durchschnittlichen Nutzens sinken würde, dann sollten wir das Individuum zu seinem 50. Geburtstag töten. Eine solche Implikation erscheint – selbst Utilitarist*innen – extrem unplausibel, zumindest so lange wie das Individuum auch nach seinem 50. Geburtstag noch ein gutes Leben führt.

Die Berechnung des Nutzens über ein gesamtes Leben hinweg anhand des durchschnittlichen Nutzens ist jedoch auch aus anderen Gründen wenig plausibel. Denn ein solches Verständnis ist unsensibel gegenüber unterschiedlich langen Leben. Zwei Leben

mit gleichem Durchschnittsnutzen wären dann gleich gut und zwar unabhängig davon, ob sie nur ein Jahr oder aber 100 Jahre dauerten. Deshalb wird an dieser Stelle auf einen so verstandenen Durchschnittsutilitarismus nicht weiter eingegangen.

Schauen wir uns stattdessen die Implikationen des Durchschnittsutilitarismus wie oben definiert an. Parfit (1984, S. 420–422) und Thomas Hurka (1982a, S. 66–67) präsentieren Gedankenexperimente gegen den Durchschnittsutilitarismus, deren Kern wir so zusammenfassen können. Stellen wir uns vor, dass in der bisherigen Geschichte alle Menschen extrem gute Leben geführt hätten. Aufgrund von externen Gründen (bspw. aufgrund eines natürlichen Klimawandels) werden die Leben neugeborener Menschen zwar immer noch sehr gut, aber etwas schlechter sein.

Laut Durchschnittsutilitarismus wäre es in diesem Szenario falsch, Kinder zu bekommen. Jedes zusätzliche Kind würde das durchschnittliche Nutzenlevel aller Individuen, die jemals existieren, senken. Und da laut Durchschnittsutilitarismus nur richtig ist, was den Durchschnittsnutzen maximiert, wäre es falsch, diese Kinder zu bekommen. Es scheint jedoch unplausibel, dass die moralische Richtigkeit einer Reproduktionshandlung davon abhängen soll, wie es früheren Generationen ergangen ist. Sollte es unmöglich sein, dass künftige Menschen das sehr gute Level früherer Menschen erreichen bzw. überschreiten, dann impliziert der Durchschnittsutilitarismus sogar, dass es richtig wäre, die Menschheit aussterben zu lassen – eine wohl ebenso abwegige Schlussfolgerung.

Ein weiteres Gedankenexperiment von Parfit, das als *How Only France Survives* bekannt ist, zeigt außerdem, dass wir laut Durchschnittsutilitarismus die Menschen in allen Ländern außer den Ländern, in denen es den Menschen am besten geht – in Parfits Beispiel sind das die Menschen in Frankreich – aussterben lassen sollten. Absurderweise gölte das selbst dann, wenn es den Menschen in Frankreich dadurch schlechter ginge, solange sie nur immer noch besser dastünden als alle anderen dagestanden hätten. Auch diese Implikation ist absurd. Nur weil Menschen in einigen Ländern schlechter dastehen als andere, sollten wir diese wohl nicht aussterben lassen.

Damit aber noch nicht genug. Die unplausibelsten Implikationen hat der Durchschnittsutilitarismus in Fällen, in denen die Individuen (sehr) schlechte Leben

führen und demzufolge negative Nutzenlevel haben. Diese Szenarien können wir mit Parfit (1984, S. 422) als *Höllen-Fälle* bezeichnen. Betrachten wir einen solchen Fall.

Kleine Hölle: Es existieren zehn Milliarden Menschen mit miserablen Leben voller Qualen und Schmerzen.

Große Hölle: Es existieren dieselben zehn Milliarden Menschen mit den gleichen Leben und zusätzlich weitere zehn Milliarden Menschen mit miserablen aber minimal weniger schlechten Leben.

Welche der beiden Zustände ist besser? Sollten wir Kleine Hölle oder Große Hölle hervorbringen, wenn wir vor der Wahl nur dieser beiden Zustände stünden? Laut Durchschnittsutilitarismus wäre es richtig, Große Hölle zu realisieren. Denn, obwohl es den zehn Milliarden zusätzlichen Menschen ebenfalls miserabel ginge, wären ihre Leben etwas besser als die Leben der ersten Gruppe. Folglich ist der Durchschnittsnutzen in Große Hölle etwas höher als in Kleine Hölle. Doch diese Implikation ist absurd. Klarerweise sollten wir verhindern, dass noch mehr Menschen existieren, die ein miserables Leben haben – insbesondere dann, wenn die Existenz der zusätzlichen Menschen das Leben der ohnehin existierenden nicht verbessert.

Eine kleine Veränderung des Beispiels macht die Implikationen des Durchschnittsutilitarismus sogar noch unplausibler – nämlich dann, wenn wir Kleine Hölle vergleichen mit

Große Hölle:* Es existieren dieselben zehn Milliarden Menschen mit noch etwas schlechteren Leben als in Kleine Hölle und zusätzlich weitere zehn Milliarden Menschen mit miserablen, aber etwas weniger schlechten Leben, wobei der Unterschied zwischen den Leben derjenigen, die in beiden Höllen existieren, etwas kleiner ist als der Unterschied zwischen deren Leben in Kleine Hölle und den zusätzlichen Menschen in Große Hölle*.

Auch in Große Hölle* ist der Durchschnittsnutzen etwas höher als in Kleine Hölle, weil der pro Kopf Zuwachs an Nutzen durch die zusätzlichen zehn Milliarden Menschen minimal höher ist als der pro Kopf Verlust an Nutzen dadurch, dass es den in beiden Höllen Existierenden in Große Hölle* schlechter geht. Diese Implikation ist noch absurder, weil es

– anders als im originalen Beispiel – denjenigen, die in beiden Möglichkeiten existieren, in der vermeintlich besseren Hölle sogar noch schlechter geht. Und es ist nicht zu sehen, wie diese Verschlechterung für zehn Milliarden Menschen ausgeglichen werden könnte durch die Existenz von weiteren zehn Milliarden Menschen, denen es ebenfalls miserabel, nur ein kleines bisschen weniger miserabel geht. (Vgl. Temkin 2022, S. 164.)

Eine ähnliche, aber in ihrer Pointe noch absurdere Implikation wird oft als sadistische Schlussfolgerung – *Sadistic Conclusion* – bezeichnet (vgl. Arrhenius 2000b, S. 251). In bestimmten Szenarien kann es laut Durchschnittsutilitarismus besser und damit moralisch richtig sein, einige Individuen mit negativem Nutzen in Existenz zu bringen statt viele Individuen mit positivem Nutzen. Stellen wir uns beispielsweise vor, dass zehn Milliarden Menschen mit einem Nutzenlevel von 100 existieren. Der Durchschnittsnutzen liegt also bei 100. Und nehmen wir weiterhin an, wir stünden vor der Wahl entweder eine Milliarde Menschen mit einem Nutzenlevel von 10 in Existenz zu bringen oder aber eine Millionen Menschen mit einem Nutzenlevel von –10.

Welche der Alternativen wäre die richtige? Der Durchschnittsutilitarismus impliziert, dass wir in diesem Fall eine Millionen Menschen mit einem moderat schlechten Leben statt einer Milliarde Menschen mit einem moderat guten Leben in Existenz bringen sollen. Denn, während das Hinzufügen von einer Milliarde Menschen mit moderat guten Leben den Durchschnittsnutzen von 100 auf ca. 91,81 drückt, verringert er sich durch das Hinzufügen der eine Millionen Menschen mit moderat schlechten Leben nur auf 99,98. Auch diese Implikation ist absurd. Es kann nicht besser und auch nicht richtig sein, Menschen mit schlechten Leben, statt Menschen mit guten Leben in Existenz zu bringen.

Der Durchschnittsutilitarismus vermeidet zwar die *Repugnant Conclusion* und Zeugungspflichten, die wir bloß deshalb hätten, weil das Leben der zusätzlichen Individuen positiven Nutzen hätte. Er impliziert dafür aber, dass reproduktive Entscheidungen davon abhängen können, wie es Menschen in der Vergangenheit ging; dass es besser sein kann, wenn mehr Individuen mit miserablen Leben existieren, obwohl es dadurch niemandem besser oder sogar einigen schlechter ginge; und dass in manchen Fällen das in-Existenz-Bringen von Individuen mit schlechten Leben anstatt von Individuen mit guten Leben richtig ist. Diese Implikationen sind klarerweise absurd. Vor allem sind sie deutlich absurder

als die *Repugnant Conclusion*. Sie sind sogar so absurd, dass sie – wie heute wohl unbestritten sein dürfte – den Durchschnittsutilitarismus als plausible Moraltheorie disqualifizieren.

4 Mischtheorien aus Durchschnitts- und Summenutilitarismus

In Fällen, in denen wir zusätzliche Individuen mit positivem Nutzenlevel in Existenz bringen können, hat der Summenutilitarismus (scheinbar) unplausible Implikationen. In Fällen, in denen wir zu den bereits existierenden Individuen mit miserablen Leben zusätzliche Individuen mit negativem Nutzenlevel aber etwas weniger miserablen Leben in Existenz bringen können, hat der Durchschnittsutilitarismus unplausible Implikationen. Kann möglicherweise eine Kombination der beiden Varianten des Utilitarismus eine sinnvolle Alternative darstellen?

Laut Summenutilitarismus ist die Quantität an Nutzen der alleinige Maßstab der Güte von Handlungskonsequenzen; laut Durchschnittsnutzen ist es die Qualität des Nutzens. Parfit (1984, S. 402–405) hat darauf hingewiesen, dass diverse Kombinationen, wie Quantität und Qualität zählen, denkbar sind. Da es den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde, auf alle möglichen Varianten einzugehen, sollen einige ausgewählte Varianten an dieser Stelle genügen.

Betrachten wir eine Theorie, die beidem – der Summe und dem Durchschnitt an Nutzen – *invariables* moralisches Gewicht gibt. Bei solchen Theorien fließen alle positiven und negativen Nutzenwerte in die Kalkulation von Gesamtnutzen und Durchschnittsnutzen ein und sowohl Summe als auch Durchschnitt sind für die Bewertung der Handlungsfolgen und somit für die Richtigkeit der Handlungen ausschlaggebend – und zwar mit einem fixen Gewicht. Solche invariablen Mischtheorien laufen in ähnliche Probleme, wie die beiden monistischen Theorien selbst; und zwar immer dann, wenn der jeweils andere Aspekt die unplausible Implikation deshalb nicht vermeidet, weil er nicht genügend Gewicht hat.

Etwas genauer: Eine invariable Mischtheorie würde immer noch Z gegenüber A aus Abb. 1 bevorzugen, wenn der Gewinn an Gesamtnutzen den Verlust an Durchschnittsnutzen in Z gegenüber A überwiegt. Die *Repugnant Conclusion* wäre folglich

nicht vermieden. Es gäbe weiterhin Populationen, in denen die Individuen Leben führen, die kaum wert sind, gelebt zu werden, und die trotzdem besser sind als kleinere Populationen, in denen alle ein sehr gutes Leben führen. Verglichen mit einer Theorie, nach der der Durchschnittsnutzen nicht zählt, müsste eine solche Population lediglich noch größer sein.

Das Problem der *Repugnant Conclusion* wird abgeschwächt, je stärker der Durchschnittsnutzen zählt. Allerdings wird dann die *Sadistic Conclusion* problematischer. Denn auch wenn sowohl Durchschnitts- als auch Gesamtnutzen zählen, sind Fälle denkbar, in denen das Hinzufügen von positiven Leben schlechter ist als das Hinzufügen von negativen Leben. Das ist immer dann der Fall, wenn der Gewinn an Durchschnittsnutzen den Verlust an Gesamtnutzen überwiegt. In solchen Fällen wäre es also falsch, die positiven, anstatt der negativen Leben in Existenz zu bringen.

Mischtheorien mit invariablen Gewichten navigieren also zwischen zwei Abgründen – der *Repugnant Conclusion* einerseits und der *Sadistic Conclusion* andererseits. Je mehr der Durchschnittsnutzen zählt, desto unproblematischer wird die *Repugnant Conclusion* aber desto problematischer wird die *Sadistic Conclusion*. Je mehr der Gesamtnutzen zählt, desto unproblematischer wird die *Sadistic Conclusion* aber desto problematischer wird die *Repugnant Conclusion*. Entfernt sich die Mischtheorie also von dem einen Abgrund, nähert sie sich dem anderen – und umgekehrt.

Eine andere Mischtheorie betrachtet das Gewicht, dass die Nutzensumme und der Nutzendurchschnitt haben, als *variabel* und abhängig von der Größe der Population (vgl. Hurka 1983 und Ng 1989). Die Idee ist, dass der Gesamtnutzen umso mehr Gewicht hat, je kleiner eine Population ist. Dies würde beispielsweise die Intuition einfangen, dass wir, wären wir vom Aussterben bedroht, plausibler Weise Zeugungspflichten hätte. Je größer die Population hingegen ist, desto weniger Gewicht hat der Gesamt- und umso mehr Gewicht erhält der Durchschnittsnutzen. Diese Eigenschaft würde die *Repugnant Conclusion* vermeiden, da mit zunehmender Populationsgröße, der Wert, den jedes weitere Individuum hinzufügt, abnimmt. Zählt die Erhöhung des Gesamtnutzens durch das Hinzufügen eines Individuums in Welt A in Abb. 1 also noch viel, nimmt dessen Bedeutung immer weiter ab (und das pro Nutzeneinheit!) je größer die Population wird und je weiter wir uns in

Richtung Welt Z bewegen. Je nach Ausbuchstabierung des variablen Werts des Gesamtnutzens verbessert das Hinzufügen von Individuen mit positivem Nutzenwert eine Population dann kaum noch oder überhaupt nicht mehr, wenn die Population eine bestimmte Größe überschritten hat. Und diese Größe, so die Annahme, wäre in Welt Z längst überschritten.

Der Vorschlag mag für die *Repugnant Conclusion* eine befriedigende Lösung darstellen insofern wir wohl geneigt sind zu akzeptieren, dass eine größere aber durchschnittlich schlechtere Population besser sein kann – und dann auch richtig hervorzubringen – wenn nur sehr wenige Individuen existieren. Die Probleme des Durchschnittsutilitarismus vermeidet eine variable Mischtheorie allerdings nicht, denn es drohen die gleichen unplausiblen Implikationen. Wenn die Größe der Population überschritten ist, ab der der Gesamtnutzen nicht mehr oder kaum noch zählt, dann entscheidet der Durchschnittsnutzen allein oder fast allein darüber, was richtig ist. Folglich kann es bei solch großen Populationen laut variabler Mischtheorie richtig sein, wenn wir zu einer Population mit miserablen Leben weitere miserable Leben hinzufügen, solange diese hinzugefügten Leben nur etwas weniger miserabel sind; oder es kann richtig sein, einer solchen Population Leben mit negativem Nutzenlevel hinzuzufügen statt Leben mit positivem, wenn dadurch der Durchschnittsnutzen erhöht wird. (Vgl. Arrhenius 2000b, S. 248–252.) Wenn wir den Durchschnittsutilitarismus aufgrund dieser Implikationen verwerfen, dann auch die variable Mischtheorie.

Eine letzte Mischtheorie, die hier angesprochen werden soll, treibt einen Keil zwischen positiven und negativen Nutzen. Sie versteht den Gesamtnutzen als Maßstab für negative Nutzenlevel und den Durchschnittsnutzen als Maßstab für positive Nutzenlevel. Wenn wir also beispielsweise vor der Wahl zweier Populationen stehen, in denen alle Individuen miserable Leben haben, so wie in den Hölle-Fällen, dann wäre der Gesamtnutzen ausschlaggebend. Wir sollten dann diejenige Population hervorbringen, die den höheren Gesamtnutzen hat – also Kleine Hölle statt Große Hölle. Das ist intuitiv plausibel. Wenn wir es hingegen mit Populationen mit positivem Nutzenlevel zu tun haben, dann wäre der Durchschnittsnutzen einschlägig. Welt A wäre also besser als Welt Z in Abb. 1, weil in beiden Welten nur Individuen mit positivem Nutzenlevel existieren und der

Durchschnittsnutzen in A höher ist als in Z. Laut einer solchen Theorie wäre es also weder richtig zusätzliche Individuen mit miserablen Leben in Existenz zu bringen noch eine Population hervorzubringen, in der sehr viele Individuen existieren aber mit Leben, die es kaum wert sind, gelebt zu werden. Diese *geteilte* Mischtheorie vermeidet deshalb die *Repugnant Conclusion* und unplausible Implikationen in den Hölle-Fällen.

Die geteilte Mischtheorie scheint Vorteile zu haben in den Fällen, in denen wir Populationen betrachten mit entweder rein positivem oder rein negativem Nutzenlevel. Die Krux der geteilten Mischtheorie sind dann aber letztlich solche Fälle, in denen eine Population sowohl Leben mit positivem als auch Leben mit negativem Nutzenlevel enthält. Wie sind in solchen Fällen der Gesamt- und der Durchschnittsnutzen gegeneinander abzuwägen? Es könnte schwierig sein eine Antwort auf diese Frage zu finden, die nicht arbiträr ist. Doch davon ausgehend, dass der Gesamt- und der Durchschnittsnutzen gegeneinander abgewogen werden können, ist das schwerwiegendste Problem der geteilten Mischtheorie, dass sie auch die *Sadistic Conclusion* impliziert.

Nehmen wir beispielsweise eine Population mit sehr hohem durchschnittlichen Wohlergehen und nehmen wir an, dass wir vor der Wahl stehen dieser Population entweder einige Individuen mit sehr niedrigem aber positivem Nutzenlevel hinzuzufügen oder aber einige Individuen mit negativem Nutzenlevel. Durch das Hinzufügen der Individuen mit positivem Nutzenlevel würde der Durchschnittsnutzen sinken, der Gesamtnutzen bliebe aber gleich, weil der Gesamtnutzen nur für negative Nutzenlevel zählt. Durch das Hinzufügen der Individuen mit negativem Nutzenlevel bliebe der Durchschnittsnutzen gleich, denn dieser zählt nur für positive Nutzenlevel, aber der Gesamtnutzen würde sinken. Wir müssen also den Verlust an Gesamtnutzen gegen den Verlust an Durchschnittsnutzen abwägen. Je nachdem, wie genau diese Abwägung ausbuchstabiert würde, kann es Fälle geben, in denen der Verlust an Gesamtnutzen weniger zählt als der Verlust des Durchschnittsnutzens. Folglich wäre es nach der geteilten Mischtheorie in diesen Fällen richtig, die Individuen mit negativem, statt die Individuen mit positivem Nutzenlevel in Existenz zu bringen. Die geteilte Mischtheorie impliziert also die *Sadistic Conclusion* und deshalb sollten wir auch sie verwerfen.

5 Schlussfolgerung

Summenutilitarismus und Durchschnittsutilitarismus unterscheiden sich in ihren Implikationen nur in Fällen, in denen die Anzahl an existierenden Individuen (bzw. die Größe der Population) von den Handlungsmöglichkeiten beeinflusst wird. Sollten wir in diesen Fällen den Gesamtnutzen oder den Durchschnittsnutzen maximieren? Der Summenutilitarismus impliziert Zeugungspflichten (solange der Nutzen der zusätzlichen Individuen den Verlust für andere Individuen überwiegt) und die *Repugnant Conclusion*. Der Durchschnittsutilitarismus vermeidet diese Probleme zwar teilweise, allerdings impliziert er unter anderem die *Sadistic Conclusion*: dass es richtig sein kann, zusätzliche Individuen mit miserablen Leben in Existenz zu bringen, und sogar diese Individuen statt Individuen mit guten Leben. Diese Schlussfolgerungen disqualifizieren den Durchschnittsutilitarismus als ernstzunehmende Alternative zum Summenutilitarismus. Auch Mischtheorien aus Summen- und Durchschnittsutilitarismus führen zu ähnlichen unplausiblen Implikationen wie der Durchschnittsutilitarismus und bieten deshalb kaum Vorteile gegenüber diesem. Wenn wir die Probleme in Situationen mit variablen Populationen lösen wollen, dann müssen wir also entweder die *Repugnant Conclusion* und Zeugungspflichten im Sinne des Summenutilitarismus akzeptieren, oder wir müssen an anderer Stelle als dem Unterschied zwischen Summen- und Durchschnittsutilitarismus nach Lösungen suchen.

Literaturverzeichnis

- Arrhenius, Gustaf. 2000a. *Future Generations: A Challenge for Moral Theory*. Uppsala University.
- Arrhenius, Gustaf. 2000b. An Impossibility Theorem for Welfarist Axiologies. *Economics and Philosophy* 16 (2): 247–266.
- Bentham, Jeremy. 2016 [1789]. *Eine Einführung in die Prinzipien der Moral und Gesetzgebung*. Übers. von Irmgard Nash und Richard Seidenkranz. Saldenburg: Verlag Senging.
- Broad, C. D. 1930. *Five Types of Ethical Theory*. London: Kegan Paul, Trench, Trubner &

Co.

- Holtug, Nils. 2010. *Persons, Interests, and Justice*. Oxford: Oxford University Press.
- Huemer, Michael. 2008. In Defence of Repugnance. *Mind* 117 (468): 899–933.
- Hurka, Thomas. 1982a. Average Utilitarianisms. *Analysis* 42 (2): 65–69.
- Hurka, Thomas. 1982b. More Average Utilitarianisms. *Analysis* 42 (3): 115–119.
- Hurka, Thomas. 1983. Value and Population Size. *Ethics* 93 (3): 496–507.
- Mill, John Stuart. 2006 [1863]. *Der Utilitarismus*. Übers. von Dieter Birnbacher. Stuttgart: Reclam.
- Myrdal, Gunnar. 1953. *The Political Element in the Development of Economic Theory*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Narveson, Jan. 1967. Utilitarianism and New Generations. *Mind* 76 (301): 62–72.
- Narveson, Jan. 1973. Moral Problems of Population. *The Monist* 57 (1): 62–86.
- Ng, Yew-Kwang. 1989. What Should We Do About Future Generations?. *Economics and Philosophy* 5 (02): 235–253.
- Parfit, Derek. 1984. *Reasons and Persons*. Oxford: Oxford University Press.
- Rawls, John. 1999 [1971]. *A Theory of Justice*. Überarbeitete Ausg. Cambridge: Harvard University Press.
- Sidgwick, Henry. 1981. *The Methods of Ethics*. Neuaufl. d. 7. Aufl. Indianapolis / Cambridge: Hackett Publishing Company.
- Sikora, R. I. 1975. Utilitarianism: The Classical Principle and the Average Principle. *Canadian Journal of Philosophy* 5 (3): 409–419.
- Tännsjö, Torbjörn. 2002. Why We Ought to Accept the Repugnant Conclusion. *Utilitas* 14 (3): 339–359.
- Temkin, Larry S. 2022. Population Ethics Forty Years On. Some Lessons Learned from “Box Ethics”. In *Ethics and Existence: The Legacy of Derek Parfit*, hrsg. von Jeff McMahan, Tim Campbell, James Goodrich, and Ketan Ramakrishnan. Oxford: Oxford University Press.
- Zuber, Stéphane, Nikhil Venkatesh, Torbjörn Tännsjö, Christian Tarsney, H. Orri Stefánsson, Katie Steele, Dean Spears, Jeff Sebo, Marcus Pivato, Toby Ord, Yew-Kwang Ng, Michal Masny, William MacAskill, Nicholas Lawson, Kevin Kuruc,

Michelle Hutchinson, Johan E. Gustafsson, Hillary Greaves, Lisa Forsberg, Marc Fleurbaey, Diane Coffey, Susumu Cato, Clinton Castro, Tim Campbell, Mark Budolfson, John Broome, Alexander Berger, Nick Beckstead, Geir B. Asheim. 2021. What Should We Agree on about the Repugnant Conclusion? *Utilitas* 33 (4): 379–383.